

Alles fliesst

C. Hollenstein

«Toleranz!» – der ältere Kollege zwingt mich mit seinem Blick zur Kapitulation in einem Gebiet, in welchem ich den Kampf gar nie aufgenommen habe. «Toleranz ist der Schlüssel zum Gelingen!» Armut und Reichtum, Unterwürfigkeit und Arroganz, behende Rhetorik und schweigsames Staunen – Patienten mit all diesen und noch vielen Gegensätzen mehr müsse ich nach dem Gleichmut der Stoa behandeln. Des Menschen Ziel sei die freie Selbstbestimmung auf dem Weg zu einem vernunftgemässen Leben. Ohne Verinnerlichung dieses Grundsatzes sei ich den Ansprüchen an einen Arzt nicht gewachsen.

Alle weiteren Fragen wie Übergabezeitpunkt, Kaufpreis oder notwendige Investitionen entschwinden in der Unbedeutsamkeit.

Eine Existenz könne ich mit seiner Praxis als gesichert annehmen. Meine Existenz sei jedoch so oder so gesichert, deren Qualität sei durch die Übereinstimmung des ärztlichen Handelns mit der Natur bestimmt, nicht durch äussere Faktoren.

Als ich wieder auf der Strasse stehe, holt mich die Hektik des Feierabendverkehrs wieder auf den Boden zurück, welchen ich für eine unbestimmte Zeitdauer aufgegeben hatte. Unter dem Eindruck des Monologes meines Gastgebers vermag ich mich nur noch schemenhaft an die Räumlichkeiten und die Apparate erinnern, welche wir fast rituell gestreift hatten.

Regen fällt, als ich mich vom drahtigen, betagten Orthopäden über die Hügel chauffieren lasse. Auch der Chevrolet ist in die Jahre gekommen und strahlt mit seinen diversen Beulen und dem abgeschnittenen Sicherheitsgurt eine ähnliche Nonchalance aus wie sein Besitzer. Jedes Mal, wenn wir auf einem der zahlreichen Aussichtspunkte ankommen, von dem aus jeweils ein neuer Ausschnitt seines Einflussgebietes überschaubar ist, zieht der Chirurg eine weitere Anekdote aus der Wunderkiste seines reichen Wirkens, indem er etwa einen Bauernhof, einen verbogenen Kandelaber oder auch den alten Feuerwehrtisch als Aufhänger benutzt.

Zurück in der Praxis, einer ehemaligen Spenglerei, welche, wie mir die Dame am Bahnhofkiosk, auf meine Bitte hin den Weg erklärend, verraten hat, die ursprüngliche Bezeichnung nie ganz losgeworden ist, scheint die Welt um ein Jahrhundert zurückversetzt zu sein. Nur der

Computer im ehemaligen Aufsichtsraum mahnt daran, dass die Zeit auch hier nicht stillgestanden ist. Einen als solchen erkennbaren Patienteneingang gibt es nicht, eine Praxishilfe habe er nie gebraucht, seine Frau sei ihm vor Jahrzehnten schon davongelaufen, und nur ein gelegentlich halber gezeugter, in Kopenhagen studierender Sohn mahne ihn daran, dass gegenseitige Abhängigkeiten bestünden, indem jener zwecks Finanzierung seiner Ausbildung in unregelmässigen Abständen an die monetäre Freizügigkeit seines Vaters appelliere.

An der Praxistüre bedeutet mir ein Mittvierziger mit monotoner, «a»-betonter Sprache, vor dem Eintreten meinen Schal vom Gesicht wegzuziehen. Er sei stark hörbehindert und auf Lippenlesen angewiesen. Seine Praxis ist ausserordentlich grosszügig eingerichtet, und ich realisiere erst später, dass die raffiniert eingebauten diversen Halogen- und Leuchtstofflampen wohl alle darauf hinzielen, die Mimik des Gegenübers auszuleuchten, ohne es zu blenden; fest montierte Stühle tragen das Ihre zur diesbezüglichen Effizienz bei.

Zwei verschiedene Papiere attestieren herausragende Standortvorteile, ein Bankauszug einen Jahresumsatz oberhalb der Millionengrenze. Das muss der Nischeneffekt des der Gebärdensprache mächtigen Arztes sein, mutmasse ich. Die Antwort kommt prompt: «Ich hatte in den vergangenen 14 Jahren lediglich 3 hörbehinderte Menschen in der Praxis: Einen Asylanten, welcher die Versicherungsformulare ohne meine Hilfe nicht auszufüllen vermochte, einen Zugewiesenen, welcher nach 2 Konsultationen wieder zu seinem angestammten Hausarzt zurückkehrte, und kürzlich einen Angestellten vom Elektrizitätswerk, welcher den Zähler nicht finden konnte und deshalb bei mir läutete.»

Nein, mit seinem Partner habe es nichts zu tun, dass er seinen Praxisanteil aufgeben möchte, im Gegenteil, sie seien über die paar Jahre gar Freunde geworden. Ob all der Begehrlichkeiten sei ihm die Lust an der Arbeit aber vergangen. Nicht von seiner Familie, welche sich daran gewöhnt habe, dass nur gerade am Frühstückstisch regelmässig mit ihm zu rechnen sei (das ziehe er eisern durch), und ihm gar verzeihe, wenn er in der Berghütte Telefonanrufe seines Ferien-

Korrespondenz:
Dr. med. Christoph Hollenstein
Künzlistrasse 18
CH-8057 Zürich

vertreter entgegennehme. Auch im Umgang mit den Versicherungen habe er sich einen Stil angeeignet, welcher ihm das Überleben sichere. Bei seinen Patienten aber, ja, da sei es ihm bis heute nicht gelungen, sich (und bisweilen auch andere Kollegen) ausreichend vor ihnen zu schützen. «Tief in mir weiss ich eigentlich, dass ich in all der Zeit mehr als nur ein guter Triageur geworden bin, mir gar bei seelischen Problemen einen guten Patientenzugang attestieren kann. Am Ende bin ich aber der Dienstleister, dem man nicht verpflichtet ist, von welchem man nicht Beratung zur Selbsthilfe, sondern rasche Reparatur, möglichst auch noch des Umfeldes des Patienten – oder moderner: Kunden – erwartet». Er für seinen Teil werde sich ganz neu ausrichten, wohin wisse er noch nicht, ich müsse mich auch nicht sofort entscheiden wann, nur ob, das würde ihn ungemein entlasten.

Solch guten Tee hatte ich schon lange nicht mehr genossen. Meine Gesprächspartnerin trägt trotz ihres jungen Alters Züge von Abgeklärtheit – oder ganz einfach Resignation? Ja, enttäuscht sei sie schon. Von ihrem Vater, welcher sie durch seinen plötzlichen Tod zur vorzeitigen Praxisübernahme genötigt habe. Von ihrem Mann, welcher sie in ihrer Arbeit nicht unterstütze und die Betreuung der beiden Kinder ihren Eltern überlasse, wie er dies bereits während der Assistenzzeit getan habe. Von den Patienten, welche sie auch nach Monaten noch stets mit ihrem Vater vergleichen und ihr nicht einen eigenen Charakter zubilligten. Sie brauche dringend Entlastung, um zu sich selber zurückzufinden, sich klar zu werden über das, «was abgeht» und schliesslich Reserven zu bilden, um allfällige Konsequenzen schadlos durchziehen zu können. Auch sei die Praxis, zwar wunderschön am Fluss gelegen, klein und schon lange renovationsbedürftig.

In der Zeitung war eine neu einzurichtende Arztpraxis ausgeschrieben, in einem neu zu erbauenden Gemeindezentrum im neu zu gestaltenden Dorfkern, und es sei mit neuen Menschen zu rechnen ob des Entscheids eines Weltkonzerns, ihr operatives Hauptquartier in genau diese Gemeinde zu verlegen.

Der Gemeindepräsident kommt mir persönlich entgegen und zeigt aus einer grossen Zeichenmappe noch auf der Strasse Entwürfe des

geplanten Gebäudes. Ein Arzt fehle in seinem 400-Seelen-Dorf. Die nächste Apotheke sei sieben Kilometer weit weg. Selbst die Hebamme würde, da in erster Linie der sie anstellenden Nachbargemeinde verpflichtet, die Frauen, welche im übrigen ein halbes Jahr auf einen Frauenarzttermin im Bezirkshauptort warten müssten, nur verzögert bedienen – «der Herr Doktor macht doch auch gynäkologische Untersuchungen?». Es sei sicher, dass sich auch meine Familie in der neuen Umgebung rasch zurechtfinden würde, ein Plätzchen für ein Eigenheim werde sich rasch finden, über eine allenfalls notwendige Änderung der Zonenordnung müsse sich der Herr Doktor keine Gedanken machen. Die Schule? Ja, es gäbe halt nur eine Gesamtschule für die Unter- und einen Teil der Mittelstufe; aber sicher würde meine Frau die Kinder in die Kantonsschule fahren, die zwanzig Kilometer seien wohl etwas zuviel fürs Velo oder Mofa, und der Schulbus fahre dann halt nur morgens und abends, weil die Kinder in der Schule gepflegt würden.

Tat sei die Überwindung der Trägheit durch den Willen, das habe ich schon als Student im Praktikum von meinem übermüdeten Tutor erfahren. Drei Jahre später kam mir diese Sentenz anlässlich der regelmässigen 32-Stunden-Dienste im Frauenspital des öftern wieder in den Sinn, wenn ich zur xten Geburt gerufen wurde und schlaftrunken, mit der einen Hand den obersten Knopf des Kittels schliessend, mit der anderen die Türfälle zum Gebärsaal herunterdrückte (gelegentlich waren es auch andere Fallen, oder die Tür des falschen Gebärsaals).

Nach den vielen Begegnungen mit verschiedensten Kollegen und Kolleginnen fühle ich mich nun wieder von einer – diesmal kaum fassbaren – Trägheit umfassen, welche sich, so scheint's, auf Kosten des Willens aufzubauen vermochte. Nur die Annahme Heraklits, dass alles im Fluss sei und sich nichts wiederhole, rechtfertigt noch, dass ich mit schwerer Hand die Tastatur bediene, um auf ein weiteres Chiffre-Insert zu antworten ...

Nachbemerkung

Der Text gründet auf tatsächlich Erlebtem; die Personen sind jedoch unfrei erfunden und dürften lediglich sich selbst wiederzuerkennen glauben.